

Wie ich den Vater kenne lernte : eine Jugenderinnerung

Autor(en): **Baumann, Franz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **6 (1951)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-890822>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Bauernkind hat seine Welt durch unmittelbare Anschauung, ohne Vermittlung durch die Sprache kennengelernt.

Man muß hinaus aus dem Schulhaus, über Wiesen hinauf durch den Wald, da oben, wo ihr Wesen gewachsen ist, wird man die Bauernkinder erst richtig beurteilen lernen und erkennen, daß ihre Seele reich und voll ist, erfüllt von den farbigen, lebendigen Bildern einer wohlgeordneten, «ganzen» Welt. Eine Märchenseele! Aus der kindlichen Vertrautheit mit der Natur wurde das Märchen einst geboren. Im Wesen der Bauernkinder ruht es noch, voll lebendiger Bilder, voll unverbrauchter Frische, voll rauher Derbheit, voll echter Herzlichkeit.

Karl Springenschmid,

Verfasser des 1926 erschienenen Buches «Das Bauernkind»

Wie ich den **Vater** kennen lernte

Eine Jugenderinnerung von Franz Braumann

In der Dezember-Nummer unserer «Vierteljahrsschrift für Kultur und Politik» führten wir unter dem Inhalte kommender Hefte «Das Bauernkind» an. Ihm hat ja ein schöner Teil unserer Lebensarbeit gegolten. Ihm soll unser ganz besonderes Bemühen in einer Zeit gelten, in der der Boden unter seinen Füßen wankt.

Wir wüßten diese Arbeiten nicht besser einzuleiten als mit einem Beitrage auch des Dichters Franz Braumann, der unendlich viel besser und schöner, als wir es tun könnten, im Folgenden Wichtigstes, was aus dem Leben des Bauernkindes zu sagen ist, vor unsere Seele stellt.

Den Vater kennenlernen, vielleicht meint ihr, davon wäre doch kein Aufhebens zu machen. Vater und Mutter, die sind da, wenn das Kind die Augen aufmacht in dieser Welt, ja, sie sind eine lange Zeit die Welt selber.

Mit der Mutter ist es wohl so. Die ist uns ohne Frage vertraut, es taucht nie eine unrechte Vorstellung über sie auf; und bis wir allmählich zu Verstand und eigenem Urteil kommen, steht ihr Bild schon fest und unverrückbar vor unserer Seele.

Aber mit meinem Vater ist es mir doch anders ergangen!

Die früheste Begegnung, der ich mich mit meinem Vater entsinne, war so verlaufen, daß ich auf der schmalen Feldstraße vor

dem Hausanger unseres uralten hölzernen Bauernhofes saß, als mein Vater mit Pferden und Pflug aufs Feld hinauszog. Der Vater ging hinter den Rossen neben der Pflugschleife her und hatte mich wohl nicht auf dem Weg sitzen sehen. Ich selber war in die Beobachtung eines großen Käfers so vertieft, daß ich erst aufschaute, als bereits der Schatten der Rosse über mich fiel. Der jähe Schrecken vor dem himmelgroßen Tierwesen lähmte mich, daß ich kein Glied rühren konnte. Aber die zwei Rosse waren die Klügeren; sie blieben vor dem kleinen, erstarrten Menschenhäuflein stehen und beschnupperten den hellen Krauskopf. Da erst wurde der Vater aufmerksam auf mich, als er hinter den Pferden hervorkam und nach der Ursache des Aufenthaltes forschte. «Vater!» wollte ich schon befreit rufen, da hatte er bereits das Leitseil weggelegt, fuhr mir unter die Arme und setzte mich hinaus auf den Wegrain. Wort fiel keines dabei. Dann trieb er die Rosse wieder an: «Hüh!» und Gespann und Fuhrmann glitten aus dem Sichtkreis meines immer noch erstarrten Daseins hinaus auf die freien Felder.

Und so blieb mir auch das Bild meines Vaters, als ich allmählich die Ziele meines Forschens über Haus und Anger hinauszuweiten begann in die größere Welt. Ach, wenn ich es heute betrachte, da die leuchtende und rätselvolle Welt meiner Kindheit längst ferngerückt und hinabgesunken ist unter neue Lebenshorizonte, so tritt er mir immer näher, und nun, seit er nicht mehr lebt, ist er mir ganz nah. Damals jedoch, da ich ja noch nicht verstehen konnte, wie das Leben mit den stummen Tieren, mit dem Korn und dem Waldbaum, die Mühe, von dem Ertrag des kleinen Bauerngütteleins, auf dem wir saßen, auch noch sechs kleine Kinderschnäbel zu füllen, einen Bauernmenschen formen konnte, daß er zuletzt selbst wie ein wettergegerbter und ausgekrafteter Wuchs in diesem Boden wurzelte, damals blieb mir der Vater stets zu einem Teil fremdgestaltig, wortkarg, mehr zum ehrfürchtigen Respektieren als zum vertrauten Lieben geschaffen.

Mein Elternhaus stand uralt und sonnenbraun auf einer kleinen Bodenwelle, vor der bald die feuchten Wiesen übergingen in ein weites, braunes Moor, über dem draußen hinflutend der See silberte. Einst mochte diese Gegend völlig einsam und weltverlassen gewesen sein. Doch zu meiner Jugendzeit schnitt zwischen Wiesen

und Moor bereits ein hoher, strauchbewachsener Bahndamm hindurch, und zwischen den blühenden Wiesen und dem strohgelben Schimmer des reifen Kornes rollten schon damals die pfeilschnellen blanken Expreszüge und die schweren, verrußten Lasttrains als Boten einer fernen, betriebsamen Welt, die mir damals noch völlig rätselhaft und außerhalb meines Lebenskreises bleiben mußte. Jenseits der Bahn jedoch trat nach kümmerlichen Wiesenstreifen das weite Moor seine unbeschränkte Herrschaft an, erfüllt von Schlangennestern und Beerenwildnissen, und ging allmählich und unscharf getrennt durch weite Schilfdickichte in den fernrauschenden und weithin menschenleeren Seestrand über.

Die Stätten der Menschen lagen allesamt hinter unserm Haus, wo das Bauernland allmählich höher anstieg und Einöden, Dörfern und Märkten Raum zum Ausbreiten gab. Dort hinauf mußte ich, um mir das Schulwissen zu holen. Ich war auch dem bald mit heißem Eifer zugetan und eroberte mir mit einer Art ehrfürchtigen Bemühens auch diese neue Welt des Buchstabens und der Zahl. Der Zahl zwar und alles dessen, was mit ihr zusammenhängt, konnte ich zeit meines Lebens bis heute noch nicht so Herr werden, daß ich an ihr ganz Genüge gefunden hätte — das Reich des Buchstabens aber erschien mir bald schon so verlockend und Reichtümer verschenkend, daß es mich mit einer unwiderstehlichen Gewalt anzog, und daß ich ihrem Bann verfallen blieb bis auf den heutigen Tag.

Damals freilich, in meinen ersten Schuljahren, stand ich oft völlig fassungslos der Buchstabenwelt in den Büchern gegenüber und ahnte noch nicht, daß ich diese später einmal selber mit einem verwegenen Entschluß auszubreiten und zu vermehren wagen würde. Fassungslos — das ist das rechte Wort — verfiel ich beim Lesen von manchem Buche, und daß ich dabei dann Zeit und Ewigkeit vergaß, das war wohl noch das geringste der Übel. Denn zuweilen ging ich, wenn ich ein Buch schon längst zu Ende gelesen hatte, noch stunden- und sogar tagelang verstört und wie in einem anderen Sein lebend umher, daß mein Vater einmal brummend bemerkte: «Wenn du so weiter tust, mag dich einmal kein Bauer als Knecht!» In jenen Zeiten kränkte mich dieses Wort und erschien mir wie eine düstere Prophezeiung — heute muß ich

dem Vater recht geben, denn an einen Knecht stellt man schon viel größere Forderungen als nur Bücher lesen und bei jeder Arbeit mit abwesendem Geist zu spintisieren.

Heimlich und verstohlen aber nahm ich etwas Lesbares doch trotz allem Abmahnen zu mancher Arbeit mit, die vielleicht gelegentlich ein Alleinsein und eine freie Viertelstunde versprach. Nach Feierabend oder sonntags störte mich der Vater beim Lesen nie, doch während der Arbeit war es nicht ratsam, sich mit einem Buch von ihm überraschen zu lassen; da saß seine Hand locker, und sie konnte sich hart anfühlen, wenn man sie je einmal zu spüren bekam.

In der Zeit des frühen Herbstes, wenn das Gras auf den Wiesen schon einen zögernden Wuchs bekam, war es in meiner Heimat Brauch, daß man das tägliche Grünfutter nicht mehr zu den Kühen in den Stall brachte, sondern man trieb diese hinaus auf die Wiesen und ließ sie einen lieben langen Tag hindurch selber ihr Futter abweiden. Bei der Lage unserer Gründe, wo die Felder der Bauern lustig durcheinandergemischt waren, mußte eines vom Hause als Hüter der Rinder aufgestellt werden. Daß ich zu dieser Arbeit sogleich bereit war, kann man sich ja denken, wenn man errät, daß dabei die Hände frei waren von Sense, Gabel oder Rechen, daß man ja nur mit munteren Augen darauf achten mußte, wenn ein Rind etwa die elterliche Wiese verlassen und auf des Nachbars Grund hinübergrasen wollte, um es dann mit einem lauten Anruf oder auf flinken Beinen laufend wieder zurückzubringen. Mir kam diese Beschäftigung wie gewünscht — ich konnte dabei lesen, lesen; wenn ich nur hie und da aufschaute und mit einem rasch zusammenfassenden Blick die Häupter meiner Kühe zählte, so mußte das vollauf genug sein.

So saß ich eines dunstig warmen Nachmittags jenseits des Bahndammes bei den letzten Wiesen vor dem Moore auf einem Steinhaufen und hütete unsere Rinderschar. Gegen die Sicht von daheim war ich durch den hohen Damm gedeckt, und die Kühe weideten friedlich wie nur je vor mir. Ich hatte es leicht hier, denn drüben auf dem schwankenden Moor voll erblühenden Heidekrautes gab es kaum ein saftiges Büschel Gras, das die Rinder hätte verlocken

können. Weit draußen am Ende des Moores aber silberte über dem grünen Röhrichtstreifen der spiegelglatte, weite See.

Tief und tiefer ließ ich mich hineinsinken in das Leben des Buches, das aufgeschlagen auf meinen bloßen Knien lag. Auf dem Damm hinter mir brauste ein schwerer Schnellzug vorüber. Ich schenkte ihm keinen Blick und nahm ihn nur wahr, weil der moorige Wiesenboden unter mir schütternd mitschwang. Als er um die Kehre hinter dem Wald verschwunden war, sank von neuem eine unendliche Stille herab.

Aber desto lauter erfüllte sich allmählich meine Phantasiewelt mit klirrendem Waffenlärm. Der edle Ritter war nach einer harten Belagerung in die Burg des Raubgrafen eingedrungen und hatte den Strauchritter zum Zweikampf gestellt. Hieb klirrte auf Hieb, und als der Bösewicht auf den letzten Streich fiel, verhüllte sogar der Mond auf dem nächtlichen Himmel sein Antlitz. Aber noch war für den Rächer der Friedlichen und Unschuldigen nicht die ganze Aufgabe erfüllt. Der Kunde nach mußte eines befreundeten Burgherrn Töchterlein in dieser Raubburg schmachten. Sie war bei Nacht und Nebel entführt worden, weil sie sich geweigert hatte, des Raubritters Gemahlin zu werden. Der hatte geschworen, sie nicht eher freizugeben, als sie ihm ihr Jawort gegeben habe. Mit eisenklirrendem Tritt tappte der Ritter durch all die dunklen Räume, die eine düstere Fackel notdürftig erhellte. Doch nirgends fand sie der Ritter. Höher und höher stieg er durch die Gemächer, bis er vor der obersten Turmstube stand. Ein wuchtiger Stoß mit dem schweren Schwert, dann splitterte das Türgetäfel. Ein trat der Ritter und stand vor einer unendlich lieblichen Gestalt. «Gut, daß Ihr kommen seid!» flüsterte das Mägdlein, und dann — dann konnte ich ja ahnen, was noch weiter geschah...

Mit einem tiefen, erlösten Aufatmen hob ich den Kopf und ließ meine Augen traumverloren und blinzeln von der Tageshelle über die Wiese schweifen.

Ganz allmählich erst war es mir, als ginge mir etwas ab. Ich saß doch hier auf dem Steinhaufen und sollte des Vaters Kühe hüten. Ich saß noch — doch die Kühe, die sah ich nicht mehr vor mir!

Himmel! War es ihnen zu langweilig geworden und waren sie ohne mich heimgetrottet? Der Bahndamm besaß weiter vorn einen

Durchlaß für die Straße, die auf die Wiesen hinausführte, und so sprang ich rasch den Damm empor, um auch jenseits die Straße bis zum Hause überblicken zu können. Ein sonderbarer Hirt, der seine Herde nicht besser hütete! So ging es mir durch den aufgescheuchten Sinn. Und erst die daheim — was würden die sagen?

Aber auch drüben lag die Straße leer. Fassungslos wandte ich mich zurück und suchte noch einmal die Moorweite ab. Da fuhr mir auf einmal ein jäher Stich bis ins Herz!

Dort — dort draußen, fast am Ende des Moores gegen den See hin, sah ich noch die letzten rot- und weißgescheckten Rinder dahinstürmen, den Schweif steil in die Höhe, ein Zeichen, daß sie in einem wilden Lauf begriffen waren. Die vorderen drangen schon in das hohe Röhricht ein. Dahinter aber gleißte träge und höhnisch der unheilverkündende, tiefe, tiefe See!

Im nächsten Augenblick flog ich schon barfuß wie auf Windesflügeln über die Wiese hin. Von unten konnte ich keines der Rinder mehr sehen, und als ich mir im jagenden Laufen Zeit zu einem kurzen Gedanken erlaubte, mußte ich schließen, daß der Durst nach dem schwülwarmen Tag die Kühe dem See zugetrieben haben mochte. Dem See, dem See! Von den Kühen konnte sicherlich keine schwimmen — wo hätten sie es auch her gehabt, die doch ihr Leben lang im Bauernstall standen. Wenn sie aber hineinplantschten durch das Schilf, und der Seegrund sank vielleicht auf einmal jäh und tief hinab, dann — dann ertrank eine Kuh nach der andern! Und ich — ich war schuld daran!

Ich stürzte in die größte Angst meiner Jugend hinein.

Ich fragte nicht, ob mir der Atem ausging, ich achtete nicht auf die Brombeerranken, die mit ihren Stacheln meine nackten Waden blutig rissen, ich rannte nur und rannte.

Doch bis ich keuchend vor dem Schilf stand, waren die Kühe schon in dem hohen Wuchs untergetaucht. Ich schrie, drohte und lockte — vergebens. Ich wollte hinter ihnen nach auf den breitgetretenen Spuren — doch damit trieb ich sie nur noch weiter hinein gegen den tiefen See.

Da mündete, kaum fünfzig Schritte vorn, ein breiter Moorgraben hinein in den See. Sein Wasser hatte feinsten Moorschlamm wie auf ein vorspringendes Delta hinein in den flachen Seestrand auf-

geschüttet. Dort fehlte das Schilf, und die braune Kruste schien leidlich tragfähig zu sein. Wie, wenn ich dort hinauslief und den Kühen den Weg ins tiefe Wasser abschnitt!

Ich fühle es heute noch, wie mir bei diesem verwegenen Entschluß die Zähne klapperten, denn schwimmen konnte ich in diesem Alter auch selber nicht. Der Seespiegel war in der letzten Zeit etwas gesunken. Als ich auf der trockenen Moorkruste stand, fühlte ich mich schon halbwegs sicher. Nur jetzt keine Zeit verlieren! Ich lief erst und tappte dann, als die Kruste der Schlammbank durchbrach, hastig gegen das offene Wasser hinaus. Wenn ich nur vor den Kühen draußen war, dann konnte vielleicht alles noch gut werden!

Ach, es sollte aber nicht sein! Bald brach ich bis zu den Knien durch, und ich wußte nicht, wie ich die Beine aus dem Schlick wieder lösen sollte. Ich ließ mich nach vorne fallen, um leichter loszukommen. Meine kurze Schulhose, das weiße, frisch gewaschene Hemd, alles war bald über und über von Moorspritzern bedeckt. Und dabei stand ich anscheinend noch gar nicht im See, denn erst dort draußen begann das offene Wasser. Ich keuchte mehr noch als vorher beim Laufen und wühlte mich verzweifelt weiter. Dabei sank ich mit jedem Ruck tiefer in den Schlamm hinein. Aber ich merkte die Gefahr nicht und dachte nur an die Kühe des Vaters; wenn ich sie nicht rettete, ich, der Hirt — dann traue ich mich nicht mehr nach Hause!

Erst als ich in dem Morast steckte, so lang die Beine waren, und nicht mehr vor und zurück konnte, fing ich zu begreifen an, in welcher unheimlichen Gefahr ich selber geraten war. Die Füße fanden immer noch nicht festen Grund; ich fühlte sogar, daß ich langsam, langsam tiefer absank. Allmählich verschob sich die Ursache meiner Angst und Qual — aus der zähen, breiigen Tiefe herauf kroch mir eine Eiskälte empor bis ans Herz.

Was weiß ein Kind vom Tod? Ein ferner Schatten nur ist er, von dem es wegblickt, wenn er irgendwo am Horizont seines Lebensweges auftaucht. Auf einmal und unerwartet aber stand dieser dunkle Schatten hart neben mir. Ich wußte, daß weitum kein Haus stand — wenn mich niemand hörte in meiner Einsamkeit, bevor der Schlamm über mir zusammenschlug, dann fand mich

wohl auch im Tode in Ewigkeit niemand. Wie tief der Moorsumpf sein konnte, das begann ich erst jetzt zu ahnen.

Ich schrie: «Vater, Vater!» doch nicht die Moorweite und nicht die Spiegelfläche des Wassers gaben ein Echo zurück. Als das Ziehen nichts mehr half, ließ ich mich zurücksinken und breitete die Arme aus. Die Tränen liefen mir über die Wangen und schmeckten salzig auf den Lippen, aber ich konnte es ihnen nicht wehren. Ich begann zu beten aus meiner tiefsten Not mit einer Glaubensinbrunst, die Berge versetzen mußte. Allmählich erfüllte mich eine seltsam gehobene Ruhe.

Als es drüben im Schilf auf einmal wieder aufrauschte, dachte ich wieder an die Rinder, die mir ganz aus dem Sinn entschwunden gewesen waren. Die Kühe, ach, Vater, jetzt kann ich mich nicht mehr sorgen um sie! So dachte ich in meinen Flüsterträumen. Ich hab' getan, was ich bei meinem Bubenverstand nur tun konnte — vielleicht kannst du es mir noch verzeihen, daß es so weit gekommen ist! Und die Mutter, ach, die vergibt mir schon; die kennt mich ja doch besser als ich mich selber!

Ich hob die Augen und wendete langsam den Kopf gegen das Land hin. Ich glaubte schon ganz ruhig zu sein, aber jählings gab es dem Herzen einen Ruck! Denn da tappten die Rinder, eines hinter dem andern, aus dem Schilf heraus, schüttelten ihre Flanken und schauten unschlüssig herüber zu mir, als warteten sie darauf, daß ich mein Hirtenamt wieder anträte.

Doch zu dieser Stunde konnte ich es nicht mehr. Da trabten die Kühe langsam über den Moorweg heimzu. Ich blickte ihnen nach, bis mir die letzte aus den Augen entschwand.

Dann breitete sich eine tiefe Stille um mich. Von Zeit zu Zeit schrie ich noch, doch ich vertraute nicht mehr dem Hall meines Rufes. Ich sank immer noch langsam, langsam tiefer. Zuletzt versiegten sogar die Tränen; ich lächelte zu den Schäfchenwolken hinauf, die lautlos über mich hinwegzogen. Wie lange noch, dachte ich in meinem unverrückbaren Kinderglauben, wie lange noch, dann schwebe ich hinauf, hoch über sie!

Hoch über sie — hoch über sie —

Himmel und Erde verschwammen und glitten ab vor meinem Auge — ich träumte in die blasse Stille hinein. Im Himmelsblau

wanderte vor mir ein seltsamer Zug der Gestalten herauf, Bilder der Bücher, fernvergessene Gesichter, denen ich einmal begegnet war, vertraute Augen, die eine unnennbare Tröstung geben konnten. Es war, als seien die Bilder und Vorstellungen meines Innenlebens herausgestiegen aus mir und winkten mir zu: «Komm, komm!»

«Ja, ja!» flüsterte ich, denn ich durfte nicht nicken, seit ich den Schlamm schon im Genick fühlte.

Dann träumte ich lange in die sausende Stille und verlor alles Maß der Zeit...

Ich fuhr aber zusammen, als hinter mir ein jäher Ruf aufsprang!

«Bub, Bub! Was tust du da!» Ein plötzliches Erschrecken lag in den kurz hervorgestoßenen Worten.

Da konnte ich auf einmal wieder jubeln. «Vater, weil du nur da bist!»

Ich konnte dem Vater nicht einmal zusehen bei seinem Rettungswerk und mußte nur regungslos warten, bis er hinter mir kniete und mich aus den zähen Klammerarmen des Moorschlammes zog. Dann sah ich es erst, daß er von der nahen Moorbrücke die Bohlen gerissen und mit ihnen bis zu mir heraus einen schwimmenden Steg errichtet hatte.

Als mich der Vater auf dem festen Boden draußen hinstellen wollte, sank ich zusammen. Vielleicht war ich gelähmt von der Kälte im Leib, vielleicht war es nur die Erschöpfung nach der Angst — ich lag hilflos zu Füßen des Vaters und lächelte nur unter leisen Tränen.

Da geschah es das erste und lebenseinzige Mal, daß ich den Vater weinen sah. Aufschluchzend kniete er hin vor mich und riß mir den Körper trocken und warm. Wie ein Vorhang zog es sich von meinen Augen — in dieser Stunde lernte ich meinen wirklichen Vater kennen, wie heiß mir sein Herz entgegenschlug, das sonst immer verborgen blieb unter der Kruste der Arbeitsmühe und des Herkommens. Ich schlang meine Bubenarme um seinen Hals und drückte mein Gesicht an seine bärtige Wange. So hielten wir still, und Wort fiel keines dabei, nicht ein einziges.

Später lud mich der Vater auf seine Schultern und trug mich heim. Weiter gibt es auch nichts mehr zu erzählen. Daß mich der

Vater suchen gegangen war, als die Kühe allein kamen, daß er bald die Rinderspuren im Moor gesehen hatte, die ihn zum See hinauswiesen, das war leicht zu erraten.

Wenn ich heute aber zurückschaue auf die weit hinabgeglittenen Jahre meiner Kindheit, dann weiß ich es, daß tiefer als tausend wohlgesetzte väterliche Worte jene Stunde durch mein ganzes Leben wirkte, da ich in der wortlosen Erschütterung meinen Vater kennenlernte.

Die Grundlagen eines naturgemäßen Landbaues

und eine Auseinandersetzung mit den Argumenten seiner Gegner

EDMUND ERNST

Durch die biologisch-organische Landwirtschaftsweise wird eine Qualität der landwirtschaftlichen Produkte erzielt, deren hervorragende Eigenschaften von keiner Seite bezweifelt werden. Die Ergebnisse lassen sich auf dem Wege der chemischen Analyse feststellen.

Man erzielt durch das biologisch-organische Verfahren eine größere Haltbarkeit der Feldfrüchte, des Gemüses und des Obstes. Der Zuckergehalt der Zuckerrübe wird größer, der Klebergehalt des Getreidekorns wird vermehrt, ebenso seine Elastizität, die Glasigkeit und sein Glanz. Die Kartoffeln erleiden weniger Gewichtsverlust bei der Lagerung auf Grund des geringeren Wassergehaltes. Ölfrüchte und Ölpflanzen zeichnen sich durch vermehrten Ölgehalt aus. Der Fettgehalt der Milch wird vergrößert. Diese